



Sachbearbeiterin GZ Nebenstelle Mailbox Datum  
Heidrun Köppel Mo, Di, Do 10-12 Uhr 8038 [cornelia.wustmann@uni-graz.at](mailto:cornelia.wustmann@uni-graz.at) 30. Juni 2011

### **Gutachterliche Stellungnahme zu den Fortbildungsprogrammen**

- **Starke Kinder haben's leichter. (Österreichische Arbeitsmaterialien)**
- **Elternsüchte – Kindernöte. Kinder aus suchbelasteten Familien in der Kita (Aufbauseminar)**
- **Zusammenarbeit mit Eltern. Wege zur Erziehungspartnerschaft (Aufbauseminar)**

Die vorliegenden Programme wurden von der „Stiftung Freunde“ mit der Bitte um eine gutachterliche Stellungnahme vorgelegt. Dieser Bitte komme ich gern nach, da mir das ursprüngliche Programm „Starke Kinder – Gute Freunde“ als Elementarpädagogin, die sich seit vielen Jahren für den erzieherischen Kinder- und Jugendschutz einsetzt, bereits aus Deutschland bekannt ist. Dort hat sich das Programm in fünf Bundesländern erfolgreich und fest etabliert. In diesem Programm wird - wie nun auch für Österreich konzipiert - die wissenschaftliche Basis der Lebenskompetenzförderung als eine moderne Methodik im Kinder- und Jugendschutz genutzt. Unter dem Lebenskompetenzkonzept wird vor allem die Abwendung von abschreckenden Methoden der Suchtprävention verstanden und stattdessen die schützenden Faktoren der Persönlichkeitsentwicklung in den Vordergrund gerückt, vor allem mögliche Bewältigungs- oder auch Copingstrategien. Der Leitgedanke kann wie folgt zusammen gefasst werden: Wer über genügend emotionale, soziale und sinnliche Kompetenzen verfügt, ist eher in der Lage, sich in soziale Beziehungen einzubringen, sich in Konflikten zu behaupten und zu einer angemessenen natürlichen Bedürfnisbefriedigung zu gelangen (vgl. Wustmann 2006 und 2008).

Das Ergebnis der Bemühungen ist beeindruckend. Ausgehend von einer Initiative des Rotary Clubs Chiemgau vor mehr als zehn Jahren wurde ein Programm entworfen, dass fortlaufend weiter entwickelt wird und mit dem rund 2.500 Pädagog/innen ausgebildet wurden, die Lebenskompetenz der Jüngsten zu stärken. Damit erreicht das Programm mittelbar jedes Jahr ca. 30.000 Mädchen und Buben aus etwa 10.000 Familien. Der Ansatz, dessen

Realisierung und das Engagement des Projektteams und der „Stiftung Freunde“ wurde dann 2009 auch mit dem 1. Preis für Prävention der Landeszentrale für Gesundheit in Bayern gewürdigt.

Untersucht werden die vorgelegten Programme für Österreich hinsichtlich ihrer

- I) gesellschafts-, bildungs- und gesundheitspolitischen Relevanz,
- II) ihrer pädagogisch-methodischen Ausrichtung sowie ihrer Nachhaltigkeit in Form der Implementierung des Lebenskompetenzkonzepts in die pädagogische Arbeit mit Mädchen und Buben in Kindergärten als auch für die Arbeit mit deren Müttern und Vätern.

Zum ersten Focus: Es wird immer wieder medial diskutiert, wie es um die Gesundheit der Bevölkerung überhaupt bestellt ist. Für Österreich lässt die „Österreichische Gesundheitsbefragung“ ein recht ungutes Bild für die Bevölkerung über 15 Jahre entstehen. Circa 5 % der Bevölkerung über 15 Jahre ist alkoholkrank, dass sind in absoluten Zahlen ausgedrückt rund 330.000 Österreicher/innen, davon etwa 65.000 Frauen. Jede fünfte Frau und jeder vierte Mann raucht. Auch die Fragen der körperlichen Verfasstheit zeigen ein recht dramatisches Bild: 12 % der Männer (rund 400.000) sind adipös, also fettsüchtig, bei den Frauen sind es sogar 13 %, also etwa 460.000 (Statistik Austria 2008). Diese Ergebnisse werden jedoch medial weit weniger diskutiert als das Gesundheitsverhalten Jugendlicher und nicht selten sind Szenarien von kampftrinkenden und rauchenden sowie gewaltbereiten Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Medien zu finden. Weniger Beachtung findet in den medialen Inszenierungen die Gesundheit der jüngsten Kinder. Dabei ist es um die Gesundheit österreichischer Kinder und Jugendlicher nicht besonders gut bestellt. Zu diesem Ergebnis kommt Dr. Klaus Vavrik, Präsident der Österreichischen Liga für Kinder- und Jugendgesundheit (Vavrik 2011, S. 6). Er begründet dies mit den vorgelegten Daten sowohl der OECD als auch der Unicef, nach denen Österreich in den Bereichen „Gesundheit“ und „Risikoverhalten“ bei Kindern und Jugendlichen an der letzten Stelle aller europäischen Länder steht. Der Maßnahmenkatalog, den er entwirft, enthält dann auch folgerichtig die Forderung nach verstärkten Aktivitäten in der Gesundheitsförderung und Prävention für Mädchen und Buben sowie in der Stärkung der Kompetenz der Eltern (ebd., S. 10 und 16)

Diesen Forderungen tragen die Programme Rechnung und unterstützen die Realisierung der Bildungsbereiche „Emotionen und soziale Beziehungen“ und „Bewegung und Gesundheit“ des BildungsRahmenPlans für den elementaren Bereich in Österreich. In diesem halten die Autorinnen fest, dass die physische und psychosoziale Gesundheit eine wesentliche Grundlage für die Bildung, Entwicklung und das Wohlbefinden der Kinder darstellt (vgl. CBI 2009, S. 17). Auch für die Wahrung gleicher Bildungschancen tragen die

Fortbildungsprogramme bei, denn der veränderte Blick auf alle Mädchen und Buben - der durch eine solche Fortbildung entstehen kann – kann pädagogische Fachkräfte in ihrem Handeln leiten und sie sich in ihrem pädagogischen Handeln möglicherweise der Vision Neuseelands annähern: „Sie [die Kinder] sollen als kompetent und selbstbewusst Lernende und Kommunizierende aufwachsen, gesund an Körper, Verstand und Geist, sich sicher fühlen durch ein Bewusstsein der Zugehörigkeit und in dem Wissen, dass sie einen wertvollen Beitrag zur Welt darstellen“ (New Zealand Ministry of Education 1996, S. 9).

Bildungspolitische Relevanz tragen die Programme vor allem dahingehend, dass mit diesen Programmen über Pädagog/innen und Eltern fast alle Kinder erreicht werden können. Denn die meisten der Mädchen und Buben in Österreich - im letzten Jahr vor der Einschulung durch das so genannte verpflichtende Kindergartenjahr denn nahezu alle - verbringen einen Großteil ihres Tages in Kindertageseinrichtungen und von daher können diese pädagogischen Einrichtungen als der Ort angesehen werden, an dem Gesundheitspotentiale gut zu aktivieren sind und die „Vermittlung gesundheitsbezogenen Wissens“ und die „Motivation zu gesundheitsförderlichem Verhalten“ (BZgA 1998) gelingen kann. Darüber hinaus erscheint durch die hohe Kontakthäufigkeit zwischen Pädagog/innen und Eltern sowie durch die Elternarbeit in den Kindertageseinrichtungen der Zugang zu allen Müttern und Vätern möglich und damit auch eine realistische Chance, in den Familien die Ressourcen und Potentiale für ein gesundheitsbewusstes Verhalten zu stärken.

Dabei müssen die heterogenen Lebenswelten der Kinder wahrgenommen und beachtet werden, denn viele Mädchen und Buben wachsen nicht in solchen Lebensverhältnissen auf, wie es für ihre Entwicklung erforderlich wäre. Betrachtet man die Entwicklung der Armutslagen von Kindern in Österreich, dann erweitert sich dieser Befund zu einem Konfliktfeld innerhalb der Arbeit mit Kindern, das sich in Kindergärten immer mehr ausweiten wird. Denn waren 2007 etwa 5 % der Bevölkerung manifest arm, davon annähernd ein Viertel Kinder, so stieg die Zahl der Betroffenen im Jahr 2008 dann bereits auf 6 %, also nominell um etwa 100.000 Personen. Armutsgefährdet sind bei den österreichischen Kindern und Jugendlichen zirka 15 % (BMASK 2010, S. 176 und S. 196). Zahlreiche Untersuchungen, die exemplarisch Folgen der Armut für Kinder erfassen, zeigen drastisch, dass Kinder nicht nur besonders und in spezifischer Weise unter Einschränkungen leiden, sondern dass sich Folgen in vielen Dimensionen zeigen, wie eben auch in erschwerten Bildungschancen und schlechterer Gesundheit (vgl. u. a. Zander; Dimmel/Heitzmann/Schenk 2009; Till-Tentschert/Vana 2009). Besonders hervorzuheben ist in dieser Hinsicht die Entwicklung der Aufbauseminare „Zusammenarbeit mit Eltern“ und „Kinder suchtkranker Eltern“, die aus den Feedbacks der Pädagog/innen heraus entwickelt wurden, welche für beide Arbeitsbereiche deutlichen Fortbildungsbedarf gemeldet haben. Und dies verwundert nicht, wenn man sich die Zahlen der „Österreichischen Gesundheitsbefragung“ noch einmal

vor Augen hält.

Zum zweiten Focus: Die didaktisch-methodische Ausrichtung der standardisierten Fortbildungsprogramme orientiert sich an einem erwachsenenpädagogischen Anspruch, der nicht allein eine Kognition in den Blick nimmt, sondern neben den zweifelsohne wichtigen theoretischen Zugängen auch Reflexionsübungen einbezieht, die in der Andragogik - besonders im Feld der personenbezogenen sozialen Dienstleistungsberufe - ein State of the Art darstellt, dem oftmals aber leider nicht entsprochen wird. Diese strukturierte Form einer Reflexion in einem professionellen Setting trägt wesentlich dazu bei, dass sich die Pädagog/innen ihrer Einstellungen, Meinungen und Verhaltensweisen gegenüber sozialen Phänomenen wie Konflikten und Konfliktsituationen, Genuss, Missbrauch sowie Sucht- und Suchtverhalten oder auch Schutz und Risiko bewusst werden. Diese Arbeit mit der eigenen Biographie kann wesentlich dazu beitragen, neue Wissensbestände aufzunehmen und bisherige Haltungen und Handlungen zu ändern. Diese Reflexionen sind fester Bestandteil aller Module. Darüber hinaus wird in den Modulen Zeit und Raum gegeben, den pädagogischen Alltag zu reflektieren.

Die theoretischen Inputs, die alle Programme geben, sind sorgfältig nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen erarbeitet und sorgsam aufbereitet. Die zur Verfügung gestellten Materialien sind ob ihrer didaktisch-methodischen Aufbereitung mehr als überzeugend.

Um die Nachhaltigkeit der Programme zu sichern, also den Gedanken der Lebenskompetenzförderung in Kindertageseinrichtungen zu etablieren, sind verschiedenste und gelingende Wege konzipiert. Dazu gehört zu aller erst eine fundierte Ausbildung der FREUNDE Trainer/innen, die vor Ort die Pädagoginnen und Pädagogen fortbilden, aber ebenso langfristige Projekte zur Lebenskompetenzförderung in den pädagogischen Einrichtungen begleiten bzw. auch durch Teambesprechungen die Implementierungsprozesse unterstützen. Zur Sicherung der Nachhaltigkeit gehört darüber hinaus auch die Fortentwicklung der Programme für das für Pädagog/innen herausfordernde Feld der Elternarbeit. Im Besonderen dann auch in der Zusammenarbeit mit Eltern, die suchtfährdet bzw. süchtig sind, was angesichts der statistischen Daten zum Gesundheitsstatus leider zu erwarten ist. Die Einbindung der Mütter und Väter in diesen Prozess ist evident, denn sonst verhallen viele wunderbare Projekte zur Lebenskompetenzförderung unerhört, weil das Kind als alleiniger Überbringer der „frohen Botschaft“ eben nicht erhört wird. Damit tragen beide Aufbau-seminare wesentlich zu einer Sicherung der Nachhaltigkeit bei.

Diese Fortbildungsprogramme stellen eine gelungene Unterstützung für alle Zielgruppen, Pädagog/innen, Eltern und Kinder, dar. Dennoch entbinden sie nicht davon, sich weiter auf

allen Ebenen für eine nachhaltige Gesundheitsförderung der Mädchen und Buben im Zusammenspiel mit Pädagog/innen und Müttern und Vätern in Österreich einzusetzen. Schon in der Ausbildung zur Elementarpädagogin - oder vielleicht auch zunehmend mehr zum Elementarpädagogen - muss dieses Thema als Querschnittsthema für den Bereich der Elementarpädagogik mitgedacht und erarbeitet werden. Nur so kann sicher gestellt werden, dass dieser bedeutsame Bildungsbereich im pädagogischen Alltag durchgängig realisiert wird. Darüber hinaus sind aber ebenso Arbeitsstrukturen notwendig, die genügend Zeit lassen, Bedürfnisse der Mädchen und Buben wahrzunehmen, anregende Bewältigungs- und Aneignungsprozesse zu initialisieren und nicht zuletzt auch eine gelingende Elternarbeit zu betreiben, auch und ganz besonders mit Müttern und Vätern, die sich in schwierigen sozialen Lebenslagen befinden.

Conclusio: Die Programme der „Freunde“ sind bestens geeignet, über Fortbildung und Begleitung von Pädagoginnen und Pädagogen sowie Müttern und Vätern, die körperliche, geistige, emotionale und soziale Gesundheit der Mädchen und Buben zu fördern und zu sichern. Es wäre wünschenswert, dass sich die Programme in Österreich etablieren und dafür wünsche ich allen daran Beteiligten weiterhin viel Kraft für ein solches Engagement und auch zukünftig so viel Erfolg!

Cornelia Wustmann e.h.

Literatur:

- Charlotte Bühler Institut (im Auftrag der Bundesländer Österreichs) (2009): Bundesländerübergreifender Bildungs-Rahmenplan für elementare Bildungseinrichtungen in Österreich. Wien
- Dimmel, Nikolaus/Heitzmann, Karin/Schenk, Martin (2009): Handbuch Armut in Österreich. Innsbruck
- Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.) (2009): Sozialbericht 2009-2010. Wien
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung – BZgA (Hg.) (1998): Gesundheit von Kindern. Epidemiologische Grundlagen. Köln
- Focks, Petra (2002): Starke Mädchen, starke Jungs. Leitfaden für eine geschlechterbewusste Pädagogik. Freiburg im Breisgau
- New Zealand Ministry of Education (1996): The Whāriki. Early Childhood Curriculum. Wellington
- Statistik Austria (im Auftrag des BGFJ und Bundesgesundheitsagentur) (2008): Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007. Wien
- Till-Tentschert, Ursula /Vana, Irina (Hg.) (2009): In Armut aufwachsen. Empirische Befunde zu Armutslagen von Kindern und Jugendlichen in Österreich. Wien
- Vavrik, Klaus (2011): Zur Lage der Kinder- und Jugendgesundheit in Österreich. In: Österreichische Liga für Kinder- und Jugendgesundheit (Hg.) (2011): Bericht zur Lage der Kinder- und Jugendgesundheit in Österreich. Wien, S. 9-19
- Wustmann, Cornelia (2006): Bildung schützt?! Kinder- und Jugendschutz in den Bildungsstätten Sachsens. In: Info/Aktion Jugendschutz Sachsen e.V., AJS. 15(2006) 7/8, S. 23-27
- Wustmann, Cornelia (2008): Gesundheitsförderung im Setting Kindertageseinrichtungen. In: Bals, Thomas/Hanses, Andreas/Melzer, Wolfgang (Hg.): Gesundheitsförderung in pädagogischen Settings. Ein Überblick über Präventionsansätze in zielgruppenorientierten Lebenswelten. Weinheim und München 2008, S. 183-194
- Wustmann, Cornelia (2009): Frühkindliche Bildung. In: Andresen, Sabine/Casale, Rita/Gabriel, Thomas/Horlacher, Rebecca/Larcher-Klee, Sabina/Oelkers, Jürgen (Hg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaften, Weinheim, S. 322-335
- Zander, Margherita (Hrsg.) (2005): Kinderarmut. Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Praxis. Wiesbaden: